

Litrix.de

GERMAN LITERATURE ONLINE

**Navid Kermani
Vierzig Leben
Ammann Verlag
Zürich 2004
ISBN 3-250-60068-7**

Textauszug
S. 17-23, 34-39, 40-44, 176-178

© 2004 Ammann Verlag, Zürich

Der Autor dankt dem Feuilleton der Frankfurter Rundschau,
insbesondere Ina Hartwig und Christian Schlüter,
sowie dem Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Die Zustände nach der
»Erklärung der Standplätze der Reisenden«
von Khadje Abdollah Ansari (1005–1089):

Liebe
Eifer
Sehnsucht
Besorgnis
Durst
Verzückung
Angst
Verwirrung
Erstes Licht
Geschmack

Erste Auflage
© 2004 by Ammann Verlag & Co., Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Homepage: www.ammann.ch
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
ISBN 3-250-60068-7

selbst sei es, die bluttriefende Hand des Lehrers, die acht Stuhlreihen unter mir in der Kölner Philharmonie den linken Stab seines Schülers führte, bis die Musik mich schließlich so entrückte, daß ich an kein Blut und kein Hacken, an nichts mehr dachte und auch nicht bemerkte, wie die Tränen meiner Nachbarin, die uns die Karten besorgt hatte, auf den Boden triefen, weil jeder einzelne der wimpernschlagschnellen Schläge auf das Hackbrett so himmlisch leicht und zugleich schmerzgetränkt war, daß es ihr das Herz zerriß, zerhackte, wie mir unsere Nachbarin am darauffolgenden Montag zu verstehen gab, um zu erklären, warum sie ihr Literaturstudium abgebrochen habe und ins ungeliebte Deutschland gezogen sei, wo sie den längst erwachsenen Kindern bis heute die zarten Stücke des Fleisches auf die Teller mogele.

VON DER ANMUT

Seit Tagen geht mir eine dreiunddreißigjährige Architektin aus der nordjapanischen Stadt Asahikawa nicht mehr aus dem Kopf, die sich mir vorstellte, als mich ein japanischer, aus dem südlich gelegenen Fukooka stammender Freund, der vor Jahren mit mir gemeinsam Spanisch in Buenos Aires studiert hat und heute bei einer japanischen Konzernvertretung in Düsseldorf arbeitet, auf seinem privaten Computer in Mettmann durch japanische Internetseiten führte, um die globale Simultaneität neuerer kultureller Prägungen vorzuführen, über die wir uns beim Abendessen unterhalten hatten. Die virtuelle Reise brachte uns auch in sogenannte Chaträume, von denen einige dezidiert erotischen Themen vorbehalten waren, was ich nur aufgrund seines Hinweises erkannte, da sie sich nicht durch bestimmte Abbildungen oder anzügliche Zeichen auswiesen. Mein Bekannter übersetzte mir, soweit es ihm sein leidliches Deutsch erlaubte, die eine oder andere Stellungnahme, die seine These zu bestätigen schien, daß Japaner spätestens in einem erotischen Chatraum die anmutige Distanz ablegen, die ich immer mit ihrer Kultur identifiziert habe, und sich in der Wortwahl, den sogenannten Nicknamen und sogar in der Syntax

nur unwesentlich von einem englisch- oder deutschsprachigen Chatpartner unterscheiden. Man wird überrascht, vielleicht sogar befremdet sein, wenn ich hinzufüge, daß es mir nicht unmöglich war, den japanischen mit dem diesbezüglichen deutschen Diskurs zu vergleichen, da ich den Reiz des Chattens, den zu erläutern anderswo der Ort ist, schon bei anderer Gelegenheit kennengelernt und dabei auch solche virtuellen Räume betreten habe, die sich dem Sexuellen im engeren, nicht durchweg appetitlichen Sinne widmen. Eben weil ich über eine gewisse Vertrautheit mit dem hiesigen Jargon verfüge, war ich während der Führung meines Bekannten durch den japanischen Teil des World Wide Web, die schließlich unser Gespräch über kulturelle Aspekte der Globalisierung zum Anlaß hatte, neugierig geworden, ob Japaner sich innerhalb eines Chatraums prinzipiell anders als Deutsche artikulierten, und so fragte ich ihn zunächst allgemein nach der Existenz japanischer Chatgemeinden, die er bejahte, ohne auf Antrieb Näheres berichten zu können, da er trotz der Ferne von der Heimat noch nicht auf die Idee gekommen war, im Internet mit Japanern zu kommunizieren, die er nicht kannte. Mittels einer Suchmaschine machte er bereits nach Minuten eine Website ausfindig, auf der wir wie von selbst in jenen Bereich gelangten, der auch in Japan Minderjährigen verboten, aber nicht verwehrt ist.

Nach kurzen Einblicken in Diskussionen, die unterschiedlichen homosexuellen und sadomasochistischen Praktiken gewidmet waren, richteten wir es uns bei einer neuen Flasche Rotwein in einem Raum ein, der dem japanisch transkribierten, aber aus dem Englischen entlehnten Namen zufolge die Interessenten realer Verabredungen zusammenführte. Wohl wegen der ungünstigen Ortszeit, auf die mich mein Bekannter hinwies, herrschte nicht eben Hochbetrieb, doch genug, um aus seinen willkürlichen Übersetzungen unter anderem zu erfahren, daß für die folgende Nacht an einem bestimmten Rastplatz der Autobahn von Kagoshima nach Kumamoto einiges zu erwarten war. Ein junger Mann, der sich das japanische Wort für eine brennende Zigarette zum Pseudonym genommen hatte (ein deutscher Chatter würde vermutlich Glimmstengel sagen, aber ich vergaß zu fragen, ob das japanische Wort ebenfalls der Umgangssprache angehört), suchte für die nämliche Nacht eine ältere, vorzugsweise verheiratete Partnerin gleich welchen Aussehens in der Region Koriyama, während *Juri17* aus Nobeoka uns vergeblich auf eine Website aufmerksam machte, auf der live eingespielte Bilder von ihr zu sehen wären. Anders als in den deutschsprachigen Chaträumen, an die ich mich erinnere, schienen sich nur wenige Chatter zu kennen; sie unterhielten sich über ihre momentane Stimmung, ihre

Neigungen und körperlichen Vorlieben (auffällig oft unter Nennung von Zentimeterangaben, denen in Japan entgegen dem Klischee eines spirituellen Ostens offenbar eine größere Bedeutung beigemessen wird als bei uns). Die meisten betrachteten den Raum als bloße Kontaktbörse, ohne daß uns der Erfolg ihres Werbens einsichtig geworden wäre, da die Interessenten sich ähnlich wie in Deutschland kaum im allgemeinen Chatraum gemeldet, sondern die Möglichkeit genutzt haben dürften, einen privaten, für die übrigen Chatter also nicht zu verfolgenden Dialog mit dem Annoncierenden zu beginnen.

Als mein Bekannter mir zum Spaß vorschlug, einen Satz zu nennen, den er übersetzt in den Chatraum stellen würde, konnte ich einerseits der Versuchung nicht widerstehen, mich einmal im Leben als Japaner auszugeben, um ein lüsternes Wort mit einer denkbar fremden Frau zu wechseln, mit der ich nicht einmal die Sprache teilte, wollte andererseits jedoch vermeiden, mich als Lüstling bloßzustellen, so daß ich auf die eitle Geste verfiel, eine Zeile des ihm unbekanntem Paul Celan abzuwandeln, nämlich zu fragen, ob jemand bereit sei, mich mit Schnee zu bewirten, worauf sich besagte Architektin, deren Pseudonym übersetzt etwas wie *Vorne und hinten* bedeutete, in einem privaten Dialogfenster nach der Stadt erkundigte, in welcher ich lebte.

Von mir gebeten, eine beliebige Stadt zu nennen, tippte mein Bekannter Kyoto ein, worauf sie ihr Bedauern bekundete, wohnte sie doch in Asahikawa, einer hochgelegenen Stadt ganz im Norden Japans, wie mein Bekannter mich aufklärte. Ein kurzer Schriftwechsel entspann sich, in dem ich ihren Beruf, ihr Alter und ihren Familienstand erfuhr und mich selbst mit Hilfe meines Bekannten als gleichaltrigen, im Unterschied zu ihr jedoch ledigen Arzt vorstellte. Dann schrieb sie nach Aussage meines Bekannten, daß sie sich durch meine, von Celan geborgte Frage nach dem Schnee angesprochen gefühlt habe, weil dieser bei ihr zur Zeit meterhoch liege, und ging unvermittelt über zu ihrer Sehnsucht nach jemandem, den ihre Wangen liebkosen dürften, jemandem, der sich ihren Haaren hingebe, eine Auskunft, die bei uns in Mettmann allerhand Spekulationen hervorrief, wußten wir sie doch nicht mit der Drastik ihres Pseudonyms in Verbindung zu bringen. Ich bat meinen Bekannten, sie vorsichtig nach dem Widerspruch zu befragen, indem er sie besonders auf die Anmut ihres Begehrens hinwies, was ihn einige Überlegung kostete, bis er eine adäquate Übersetzung meines Anliegen fand. Sie antwortete nicht, sondern fragte ihrerseits, ob es mir prinzipiell möglich sei, kurzfristig zu ihr in den Norden zu fliegen, wo sie wegen einer beruflich bedingten Abwesenheit ihres Gatten zur Zeit allein die Kälte

vertreibe. Ohne meine endgültige Reaktion abzuwarten, schrieb mein Bekannter, um mehr über die Architektin zu erfahren, daß ich prinzipiell bereit sei, mich heute noch ins Flugzeug zu setzen, falls unser weiteres Gespräch jenen Eindruck gegenseitiger Sympathie und gemeinsamer Wünsche verfestige, der sich mir bereits jetzt andeute. Nachdem ich beziehungsweise mein japanischer Bekannter also ihrer Lockung gefolgt und mit fast ausgestreckter Hand einen Schritt auf sie zugegangen war, rührte sich eine endlose Minute lang nichts auf dem Bildschirm meines Bekannten, bevor sich *Vorne und hinten* in einer Geste feenhafter Anmut unwiderruflich von uns abwandte: Sie schrieb, daß ich sie mit meiner prinzipiellen Bereitschaft, eigens für sie von Kyoto nach Asahikawa zu fliegen, glücklich gemacht habe, sie aber leider nicht antreffen würde, da – und hier gingen ihre Worte nach Aussage meines Bekannten in Verse über – ihr Schiff in See stoße, am Mast ein Segel wie von Ängsten geschüttelt; eine wundervolle Fahrt unter heiterem Himmel erwarte sie. Wenngleich er sich keineswegs sicher war, meinte mein Bekannter die Verse, die lateinisch zu transkribieren ich ihn bat, dem gleich Celan berühmten, mir dennoch zuvor unbekanntem japanischen Dichter Kitahara Hakuschu zuschreiben zu können. Sooft wir die Architektin noch ansprachen, erhielten wir keine Antwort mehr, so daß wir bald schon

wieder den Chatraum verließen, um auf Seiten der japanischen Winzervereinigung und des Verbandes der japanischen Fruchtsaftgetränkehersteller zu stoßen, bis ich meinen Bekannten mit Blick auf die Uhr – schließlich mußte ich mit meinem schiffgleichen Peugeot noch in die Hauptstadt des Rheins zurückkehren – darum bat, die Führung durch den japanischen Teil des World Wide Web für heute zu beenden, überzeugt von der globalen Simultaneität neuerer kultureller Prägungen und der Anmut einer dreiunddreißigjährigen Architektin, die sich den Namen *Vorne und hinten* gab, um sich vom Dichter die Worte *Ho wo kakete kokorobosoge no yuku fune no ichiro kanaschi mo uraraka nareba* zu borgen, wenn die Transkription meines Bekannten stimmt.

Ein befreundeter Schriftsteller berichtete mir, daß er den begabtesten unter seinen Schülern, einen jungen Schwaben oder Badener oder Württemberger – weder er noch ich konnten die Regionen genau unterscheiden – mit dem bezeichnenden Namen Stefan Hegel, aus dem Seminar ausschließen mußte, das er vor einigen Wochen auf Einladung einer konzernnahen Stiftung angehenden Autoren und Autorinnen gab, weil dieser Hegel die Lesung der Texte, die besprochen werden sollten, regelmäßig unterbrach und teilweise bei jedem dritten oder vierten Satz Einwände erhob, aufschrie, aufstand oder in Tränen des Entsetzens, der Entrüstung oder der Verzweiflung ausbrach. Mehrfach habe dieser Hegel das Buch oder die Seiten, aus denen manchmal der Schriftsteller, meistens die Schüler lasen, kurzerhand an sich gerissen, um sie am Vortrag zu hindern, zweimal sei er sogar in Ohnmacht gefallen.

Er sei ihm schon aufgefallen, als er die Bewerbungen für das Seminar durchgesehen habe, die die Mitarbeiterin der Stiftung ihm nach einer Vorauswahl zur letzten Entscheidung zugesandt hatte, sagte mir der Schriftsteller, denn dieser Hegel habe ein vierundachtzigseitiges, eng bedrucktes Manuskript eingereicht, das einzig aus

der Erklärung bestand, warum er nie je eine Erzählung oder ein Gedicht werde schreiben können. Wenn ich meinen Bekannten, den Schriftsteller, richtig verstanden habe, ging es diesem Hegel in etwa darum, an einem einzigen Beispiel, nämlich einer Reise im Flugzeug beziehungsweise einem einzigen Augenblick während eines Flugs, der ihn ein paar Tage zuvor von London nach Stuttgart geführt hätte, zu illustrieren, warum es unmöglich geworden sei, in Worte zu fassen, was er oder überhaupt ein Mensch in einer Sekunde gleichzeitig sehe, höre, rieche, denke, was er an der Haut und im Gemüt spüre. Dafür diskutierte er zunächst im Detail zwei winzige Textbeispiele älterer Autoren, denen eine solch umfassende Darstellung (die übrigens keineswegs im herkömmlichen Sinne realistisch zu sein trachtete, vielmehr aus der Erfahrung ein Wesentliches poetisch komprimierte) noch möglich gewesen sei, um anschließend anhand derselben Sätze strikt sprachhistorisch aufzuzeigen, daß sie heute nicht mehr mit derselben Intention geschrieben werden könnten und eine völlig veränderte Bedeutung erführen, würde der Leser meinen, sie stammten von einem zeitgenössischen Autor.

Um die Unendlichkeit eines jeden potentiellen Gegenstandes zu demonstrieren, schilderte dieser Hegel anschließend in einer Präzision, wie sie mein Bekannter nach eigener Aussage noch nie zuvor gelesen hatte,

jede Einzelheit, die er als Reisender in einem Flugzeug gleichzeitig wahrnahm, dachte oder fühlte, fand jedoch hinter und neben jeder Regung, jedem Eindruck, jeder Assoziation noch ein nächstliegendes Detail, das er im selben Moment wenn nicht reflektiert, so doch mindestens registriert habe, und so setzte sich die Beschreibung immer weiter fort, bis sie nach vierundachtzig Seiten abbrach, als sie gerade die vom Netz des Vordersitzes zur knappen Hälfte umgeknickte Umschlagseite des Bordmagazins erreicht hatte und dazu übergehen wollte, die Farbe und Form der zweieinhalb Buchstaben zu benennen, die vom Namen des Magazins zu erkennen waren.

Wenn ich meinen Bekannten, den Schriftsteller, richtig verstanden habe, hatte dieser Hegel bis dahin, also auf den gesamten engbedruckten vierundachtzig Seiten, überhaupt erst vier Gerüche unterschieden sowie einige optische Merkmale des Vordersitzes aufgezeichnet, auf dem sein Auge ruhte, nichts weiter. Man kann also das Ausmaß, oder, um genauer zu sein und zugleich dem jungen Hegel zwar nicht postum, aber doch leider post festum Genugtuung zu verschaffen, man kann die Unendlichkeit dessen erahnen, das zu beschreiben gewesen wäre, hätte Hegel es nicht vorzeitig aufgegeben, die Wirklichkeit einer einzigen Sekunde zur Sprache zu bringen. Ob das abrupte Ende auf die

Resignation des Autors oder im Gegenteil auf die Gewißheit zurückzuführen sei, seine anfängliche Behauptung hinreichend bewiesen zu haben, darüber war sich mein Bekannter nicht schlüssig.

Das Manuskript habe ihn nicht eben unterhalten, dazu war es bei aller Sympathie für die Detailfreude des Autors zu eintönig, doch hätten ihn die Genauigkeit der Beschreibungen, die Brillanz der Formulierungen, vor allem die Besessenheit, der heilige Ernst des Autors beeindruckt, ja überwältigt (und wenn ich verriet, um wen es sich bei meinem Bekannten handelt, wüßte man, wie schwer er zu beeindrucken, geschweige denn zu überwältigen ist); es sei großartig gewesen, eintönig zwar, aber großartig, das Beste, was er seit langem gelesen habe, deshalb habe er nicht gezögert, diesen Hegel zu dem Seminar einzuladen, das übrigens in Südtirol, nicht unweit von Roverda, stattfand, wo Goethe das geliebte Italienisch zum ersten Mal lebendig vorfand. Im Seminar nun gelang es meinem Bekannten nur dann, sich halbwegs normal mit diesem Hegel zu verständigen, wenn nicht gerade ein literarischer Text verlesen wurde. Die Motive, die Hegel für sein Verhalten angab, waren ausschließlich sprachlicher und literarischer Art; andere, etwa biographische oder gesellschaftspolitische Beweggründe brachte mein Bekannter, der ihn zwei oder dreimal auf einen Spaziergang mit-

nahm, nicht in Erfahrung. Mochte er außerhalb des Seminarraums noch so glaubhaft versichern, den nächsten Vortragenden nicht mehr zu unterbrechen, so konnte sich dieser Hegel im Seminar dennoch nie beherrschen, bis meinem Bekannten am Nachmittag des dritten Tages nichts anderes übrigblieb, als den Ungestümen fortzuschicken, der darüber so erzürnt war, daß er gegen meinen Bekannten ausfällig wurde und dessen Werke verspottete.

Am meisten habe ihn, den Bekannten und Schriftsteller, geschmerzt, daß dieser Hegel keineswegs immer unrecht hatte, wenn er einen vorgetragenen Text verriß, daß seine literarische Urteilskraft außer Frage stand. Aber was hätte er tun können? fragte mich mein Bekannter, er habe sich schließlich auch den anderen Schülern gegenüber verpflichtet gefühlt, zumal dieser Hegel sich auf gar keine Diskussion eingelassen, sondern seine apodiktisch geäußerte Kritik allenfalls stetig wiederholt habe, sobald ihm jemand widersprach. Wie er befürchtet habe, sei das Seminar auch nach dem Ausscheiden Hegels nicht in Gang gekommen, sei es, weil er selbst zu fahrig oder aber die übrigen Teilnehmer zu untalentierte waren. Nun ärgere er sich, daß er Hegel das vierundachtzigseitige Manuskript im Zorn zurückgegeben habe, nicht ohne einen verletzenden Kommentar. Er habe nach seiner Rückkehr vergeblich versucht, ihn

anzurufen, und ihm einen Brief geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Mein Bekannter schien in einem Maße mitgenommen zu sein, das in keinem Verhältnis zu dem Vorfall stand; er wirkte müde und gealtert, wenngleich ich natürlich nicht weiß, ob sein äußerlicher Zustand wirklich nur dem Seminar zuzuschreiben war. Immerhin sagte der Bekannte, er habe seither keine Zeile mehr zu Papier gebracht und nicht einmal den Abschlußbericht schreiben können, den die Stiftung von ihm erwarte. Andererseits sind Phasen der Lethargie auch für einen so bedeutenden und prominenten Schriftsteller wie ihn nicht ungewöhnlich und liegt das Seminar, wie erwähnt, bloß einige Wochen zurück, so daß ich hoffen darf, er werde bald schon wieder an den Schreibtisch zurückkehren und dann womöglich selbst und ungleich besser, als ich es je vermöchte, über diesen Hegel schreiben, der doch selbst zum Gegenstand der Dichtung taugen würde.

Moritz Pollesch hat einen Freund namens Albrecht, der behauptet, er würde seinen neunjährigen Sohn in zwei bis drei Jahren töten. Obwohl Moritz sich nicht vorstellen kann, daß Albrecht zu dem Verbrechen überhaupt fähig wäre, ist er natürlich besorgt und erschreckt über die bloße Idee eines Freundes, der ihm wie die Tugend in Person vorgekommen war, ein nachdenklicher und bei aller penetranten Vorbildlichkeit doch herzenguter Mensch, wie Moritz beteuerte, als er heute nachmittag vorbeikam, um meinen Rat zu suchen. Ich muß nach Moritz' Schilderung davon ausgehen, daß Albrecht es jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt ernst meint mit seinem abscheulichen Vorhaben, in das er Moritz als seinen einzigen Zeugen eingeweiht hat, wiewohl nach dessen Einschätzung alle Hoffnung bestünde, ihn zur Vernunft zu bringen, schließlich müsse ihn doch die Fröhlichkeit seines Jungen rühren, eines phantastischen kleinen Kerls, wie Moritz findet. Auf meinen Vorschlag, mit Albrechts Frau zu sprechen oder im Notfall das Jugendamt oder gar die Polizei zu benachrichtigen, erwiderte Moritz, er habe sich das natürlich auch schon überlegt, doch sei Albrecht ein Mensch von beängstigender Geradlinig-

keit, der sich durch nichts in der Welt von einem Entschluß abbringen ließe, den er für richtig halte. Weil er die Bestrafung in Kauf nehme, ja, sich gewiß selbst den Behörden stellen und den Bruch mit der Familie ebenso wie die Ächtung der Gesellschaft ertragen würde, gebe es keine Sanktion, die ihn davon abhalten könnte, den eigenen Sohn zu töten. Wollte man Albrecht durch vorbeugende Maßnahmen an der Tat hindern, würde er – nüchtern, wie er bei allem herausgekehrten Ethos kalkuliere – wahrscheinlich schlicht bestreiten, jemals die Absicht geäußert zu haben, seinen Sohn zu töten; und selbst wenn man den Fall durchspielte, daß er – aus welchen Gründen auch immer – das Sorgerecht für seinen Sohn verlöre, lebte dieser keineswegs in Sicherheit, da man den Vater schließlich nicht lebenslanglich ins Gefängnis stecken könne und es ebenso abwegig sei, ihn in die Psychiatrie einweisen zu wollen, solange er im Alltag nicht die geringsten pathologischen Anzeichen zu erkennen gebe.

Er habe bei Albrecht wohl eine gewisse Überspanntheit in seinen Äußerungen zu Ethik, Weltanschauung oder Politik registriert, sagte Moritz, eine Unfähigkeit, Nachsicht etwa gegenüber jenen Mitmenschen und vor allem Politikern zu üben, die sich in seinen Augen des Opportunismus, der unnötigen Kompromisse, der mangelnden Konsequenz schuldig machten, aber daß

sein Freund verrückt geworden sei, diese Idee sei ihm erst nach dem gestrigen Abend gekommen, obwohl Albrecht dann noch vollkommen normal, ja vernünftig gewirkt habe, als er von dem bevorstehenden Mord an seinem Sohn gesprochen habe; Albrecht habe seine Motive so klar, mit solch entschiedener Vernünftigkeit auseinandergesetzt, daß Moritz ihn am Ende nur noch pauschal des Irrsinns beschuldigt habe, ohne im einzelnen widersprechen zu können. Warum denn um Gottes willen Albrecht seinen Sohn umbringen wolle, wollte ich dringend erfahren, worauf Moritz mir Albrechts Ansicht darlegte, daß der Mensch seine einzig glücklichen Jahre – wenn überhaupt – in der Kindheit bringe, etwa bis zum sechsten Lebensjahr. Vor der Frage stehend, ob er Kinder haben wolle, habe Albrecht lange gezögert und schließlich gefunden, daß es sich für die Kindheit durchaus lohne, geboren zu werden, das Leben später aber zunehmend unerträglich werde, wie er aus eigener Anschauung wisse. Er selbst bringe sich nur deshalb nicht um, weil seine Weltanschauung verlange, dem Feind, als den er das Schicksal betrachte, zu trotzen, aber einem Kind könne er weder guten Gewissens das Leben und noch nicht einmal die quälende Entscheidung zumuten, ob man es eigenhändig beende oder verharre, bis das Ende von selbst eintrifft. Weil Albrecht das Glück kenne, das die ersten Jahre einem Menschen

bescheren können, habe er dem Wunsch seiner damaligen Freundin und heutigen Frau nach zumindest einem Kind zugestimmt und zugleich für sich beschlossen, es zunächst auf Rosen zu betten und dann rechtzeitig umzubringen, bevor das Leben zur Strafe werde. Zwar halte er nur die frühe Kindheit für lebenswert, doch wolle er nichts überstürzen und die Konsequenzen seiner Einsicht erst ziehen, wenn sie keinen Zweifel mehr erlaube. Als jemand, der viel erlebt und noch mehr nachgedacht habe, wisse er, daß die nagende Unsicherheit, die sich spätestens mit der Pubertät ausbreite, den Menschen nie wieder verlassen, sich allenfalls in andere, tiefere Schichten eingraben werde, sofern er sich ein Bewußtsein seines Schicksals bewahre; unreflektiert zu leben, dafür setze er kein Kind in die Welt.

Ohne ihn verwöhnt zu haben, habe er seinem Sohn die denkbar schönsten Jahre bereitet, jede Minute mit ihm genossen und darauf geachtet, daß der Junge selbst das Leben genieße, daß er Spaß habe und Freunde, ein Elternhaus, in dem er sich geborgen und geliebt fühle. In spätestens zwei, drei Jahren aber, wenn dem Sohn die eigene Einsamkeit aufgehe, könne er ihm nicht mehr helfen, sei er dem Schrecken doch selbst hilflos ausgesetzt, habe Albrecht gesagt. Nur eine einzige Tat bleibe ihm dann noch, um dem Sohn beizustehen, nämlich ihn vor dem weiteren Leben zu bewahren. Moritz be-

stätigte, daß der Junge auffällig ausgeglichen und sorgenfrei wirke, und verstieg sich dazu, Albrechts Auffassung jedenfalls nicht für abwegig zu halten, wonach die erfüllte Kindheit des Sohnes sich auch der Entscheidung des Vaters verdanke, alle Liebe in die ersten Jahre zu legen. Aber die Mutter, wandte ich ein, wie könne Albrecht es seiner Frau antun, das einzige Kind zu töten? Das habe er Albrecht natürlich ebenfalls gefragt, meinte Moritz; geantwortet habe Albrecht, daß seine Frau unter dem Tod unmöglich mehr leiden würde als er selbst, der zusätzlich zu der maximalen Trauer, die ihm bevorstehe, auch noch die Zerstörung seiner gesamten Existenz mitsamt der Ehe, die Haft, das Stigma, schließlich auch die Gewissensbisse werde ertragen müssen, die ihn bei aller Überzeugung von der Tugend seines Handelns lebenslänglich quälen würden. Aber genausowenig wie sich selbst erlaube er seiner Frau, den Sohn sehenden Auges in das Unheil gehen zu lassen, nur weil sie selbst den Verlust nicht zu ertragen glaube.

VON DER NEUGIER

Wie mir mein jüngerer Cousin Dariusch in der Halbzeitpause eines gewohnt trostlosen Spiels im Müngersdorfer Stadion entdeckte, konnte Heiko Taylor, den er aus drei gemeinsamen Jahren in einem norddeutschen Internat kennt, Stunden, nein Tage, ganze Wochen damit verbringen, für sich oder einen beliebigen Bekannten einen Flug zu buchen. Dabei beschränkte er sich keineswegs darauf, die je nach Budget billigste oder schnellstmögliche Verbindung beim preiswertesten Anbieter zu ermitteln, sondern bezog auch eine etwaige Vertrautheit mit dem jeweiligen Reisebüro als begünstigenden Faktor in die Kalkulation ein, bewertete die Qualität der Fluggesellschaft und nicht zuletzt die Effizienz ihres Vielfliegerprogramms, vergaß nicht die Anzahl und Fülle der angebotenen Speisen zu bedenken, verglich das Fluggerät, berücksichtigte die Sicherheit und Bequemlichkeit des Flughafens, an dem man umsteigen muß, rechnete den Abstand zwischen den Sitzreihen aus und prüfte die Sonderkonditionen genau und hier insbesondere, wie teuer eine etwaige Umbuchung ausfallen würde, für wie groß oder klein der Passagier die Aussicht hält, umbuchen zu müssen, und wie viele alternative Flüge die jeweilige Flugge-

Wenn nichts mehr geht in Gerhards Leben, wenn die Finger zu keinem Brief, die Augen zu keiner Akte, der Mund zu keinem Telefonat, die Füße zu keinem Schreibtisch zu bewegen sind, auch Freunde, Kriminalromane, Joggen, Fernsehen, PlayStation, Kochen, Einkaufen, E-Mails, Surfen, Chaten, Kino, Aus- oder Spaziergehen, bei lauter Musik ins Blaue fahren mit dem neuen Saab, Aufräumen, Urlaubsplanung, Saunieren mitsamt Claudias ayurvedischer Massage oder Baden im Schaum von Christian Dior noch bei 41 Grad keine Linderung versprechen, Krankwerden oder Migräne zwar möglich, aber aus dem einfachen Grunde keine Rettung wären, daß nichts ihn retten könnte aus der unsagbaren und also auch hier nicht zu bestimmenden Not, die sich mit jedem Atemzug weiter ausbreitet, obwohl sie längst alle Gedanken und Gedärme füllt, wenn also die Stunde gekommen ist, in der bei vernünftiger Betrachtung, die einberechnet, daß niemand außer Friedrich ihn vermissen würde, nichts anderes zu tun bleibt, als den Schlußstrich zu ziehen, fällt er eine Entscheidung, die Friedrich unvergleichlich weise nennt, weil sie sich unter Bedingungen, die jede Linderung ausschließen, darauf stützt, daß sich

alle Bedingungen dennoch ändern, weil sich immer alles ändert, und sei es aus dem banalen Grund, daß man sich an das Bestehende gewöhnt und schon die Gewöhnung eine Linderung darstellt, für die es zuvor keinen Anhaltspunkt gegeben hat. Die Weisheit, um es genau zu fassen, besteht darin, bei einer so definitiven Angelegenheit wie dem eigenen Tod die Indefinitheit des Menschen zu berücksichtigen: Gerhard entscheidet sich nämlich, statt seines Lebens vorerst seine Zeit zu verschleudern, so knapp sie ihm doch in beinahe allen Minuten seines letzten Jahrzehnts gewesen ist, er verzichtet auf sie, nein, gibt sie ungenutzt weg, gibt sie zurück wie ein kostbares, in jeder anderen Situation auch ihn beglückendes, aber augenblicklich mehr als nur unnützes, nämlich ärgerliches, quälendes Geschenk und legt sich um acht, manchmal schon um sechs oder sogar um fünf, wenn nicht nachmittags um drei oder zwei Uhr schlafen. Und tatsächlich, so weiß Friedrich zu berichten, tatsächlich ist es nach dem Aufstehen zwar nicht besser, aber aller Erfahrung nach doch nicht mehr so schlecht, daß Gerhard es nicht bis zur nächsten, und sei es: künstlich herbeigeschafften Bettruhe schaffte. Indem er sich so nur darauf beschränkt, gegen alle objektiven Umstände bis zur einzig noch verbleibenden Ablenkung: dem Schlaf durchzuhalten, übersteht er die Zeit, bis nach zwei oder fünf oder manchmal auch vier-

zehn Tagen andere Ablenkungen wieder zu wirken beginnen, das Schaumbad, der Saab, die Sitzung, so daß das schlechthin Unerwartete geschieht, auf das gerechnet zu haben Friedrich so unvergleichlich weise findet: Es geht wieder, es geht nicht gut, aber auch nicht mehr so, daß gar nichts mehr geht in Gerhards Leben.

VON DER ZÄRTLICHKEIT

Ein iranischer Bekannter, den ich in seinem Kiosk in der Hamburger Straße oft beim Studium sufi-scher Literatur antreffe, behauptete gestern, als ich *Die Zeit* wegen eines Artikels kaufen wollte, der dann doch nicht gedruckt worden war, Jesus gesehen oder eigentlich nicht gesehen, vielmehr gewußt zu haben, daß Jesus sich in unmittelbarer Nähe aufhielt, in ein und derselben Halle eines ehemaligen Fabrikgebäudes, die nach Angaben meines Bekannten von stützenden Säulen durchzogen gewesen sei. Mein Bekannter kam darauf, mir von der Begegnung zu erzählen, die genaugenommen ... ja, wie soll man es nennen, wenn zwei Menschen sich nicht begegnen, aber wissen, daß sie sich in unmittelbarer Nähe voneinander aufhalten, falls man überhaupt von zwei Menschen sprechen, Jesus also die göttliche Natur absprechen möchte, wie es sich für die Muslime im allgemeinen, aber eben nicht für meinen Bekannten von selbst versteht, jedenfalls nicht seit der Begegnung, die genaugenommen keine Begegnung und dennoch nach Angaben meines Bekannten so real war wie *Die Zeit*, die ich schon zusammengefaltet in der Hand hielt, als er mir von der Anwesenheit Jesu in der Säulenhalle erzählte, auf die er zu sprechen kam, weil

INHALT

Von der Hoffnung	7	Vom Frieden	118
Von der Liebe	13	Von der Wahrheit	124
Von der Anmut	17	Von der Falschheit	129
Vom Gehorsam	24	Von der Angst	135
Von der Vernunft	30	Vom Schicksal	140
Von der Dichtung	34	Von der Sache	144
Von der Tugend	40	Von der Verrücktheit	148
Von der Neugier	45	Von der Demut	153
Von der Sehnsucht	53	Von der Offenbarung	158
Vom Glauben	58	Von der Einheit	167
Von der Pflicht	66	Von der Freiheit	174
Vom Scherz	71	Von der Weisheit	176
Von der Schwermut	75	Von der Zärtlichkeit	179
Von der Tapferkeit	78	Von der Güte	186
Vom Durst	84	Von der Würde	191
Von der Leidenschaft	86	Vom Trost	194
Von der Versenkung	91	Von der Ruhe	200
Von der Schönheit	94		
Von der Größe	99		
Von der Lust	102		
Von der Erfüllung	109		
Vom Glück	111		
Von der Gegenwart	114		